



**VOR ALLEM ABER:
ICH BIN NOCH
IMMER UNTERWEGS**

HK Gruber ist der Gewandhauskomponist dieser Saison. Wir trafen den Österreicher in der westfälischen Stadt Hagen, wo er im Juni als Chansonier gastierte.

Herr Gruber, Sie sind heute nicht als Komponist oder als Dirigent hier, sondern als Chansonnier. Außerdem haben Sie viele Jahre lang in verschiedenen Profiorchestern Kontrabass gespielt. Konnten oder wollten Sie sich nicht für eine musikalische Disziplin entscheiden?

HK Gruber: Ich habe mich eigentlich von Anfang an als Komponist verstanden, aber mir war klar, dass ich einen Brotberuf ergreifen muss. Die Welt empfängt Komponisten nicht mit offenen Armen, weil sie praktisch keinen Bedarf an neuer Musik hat. Ein Komponist muss sich erst lange Zeit bemerkbar machen, bis er einigermaßen akzeptiert wird. Und diese Zeit habe ich im Orchester überbrückt. Das Dirigieren ist dann dazugekommen, weil es mich interessiert hat, erstens eigene Musik, später dann Musik meiner Kolleginnen und Kollegen zu dirigieren und zweitens herauszufinden, wie viel Perfektion ich auch bei sehr komplexer Musik erreichen kann, ohne die Musiker zu überfordern. Es ging mir darum, nicht gegen den Widerstand einer Gruppe Qualität zu entwickeln, sondern immer mit ihr an einem Strang ziehend, in einem Prozess von Nehmen und Geben. Angefangen habe ich aber als Wiener Sängerknabe, deshalb bin ich heute auch Chansonnier. Im Grunde war ich schon als Kind quasi Berufsmusiker und habe sehr früh angefangen, im Orchester zu spielen, war beim Tonkünstler-Orchester Niederösterreich und dann beim Radio-Symphonieorchester Wien. So habe ich mich immer selbst finanziert. Der Komponist wurde von mir subventioniert.

Dadurch waren Sie auch viel freier in Ihrer Arbeit, oder?

Gruber: Ja, ich war immer frei, musste mich nicht den Trends unterordnen. Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, die Musik zu schreiben, die ich selbst hören möchte, und nicht das, was Trendsetter verlangen.

Wenn Menschen versuchen, Ihre Musik einzuordnen, dann fallen Adjektive wie neowienerisch, neotonal, neoromantisch – also auf jeden Fall »neu«. Wie würden Sie selbst denn Ihre Musik beschreiben?

Gruber: Alle diese Versuche, mich einzuordnen, sind Krücken, die nicht wirklich ins Schwarze treffen. Ich habe mich nie als »neo« verstanden, sondern immer als das, was ich gerade bin und erreichen möchte. Die Tonalität ist für mich ein Idiom, das ich mal mehr und mal weniger bediene. Manchmal interessieren mich die Grenzbereiche zum sogenannten Atonalen, wo sich der Hörer nicht wirklich orientieren kann und vielleicht das Gleichgewicht zu verlieren glaubt – aber dann wird die Musik wieder aufgefangen. Auch ich brauche die Tonalität zur Orientierung, und außerdem hat sie einen großen Vorteil: Sie wird weltweit verstanden, ist eine uralte, naturgegebene Maschine, die man nicht einfach ab-

schaffen kann. Vor allem aber bin ich noch immer unterwegs. Ich kann mich erst einordnen lassen, wenn ich den Löffel abgebe. Dann kann man ja versuchen einzuordnen, sollte das Einordnen dann immer noch wichtig sein.

Und wie viel Wienerisches steckt in Ihrer Musik?

Gruber: Eine Sache, die ich für mein Leben nicht ausstehen kann, ist, Berufs-Wiener zu sein. Es gibt in der Wiener Volkskultur gewisse Dinge, die ich überhaupt nicht mag. Nur selten kommt sie ohne Schmalz aus. Ich kann zwar mit diesem Idiom umgehen – aber nicht etwa als ein Bekenntnis dazu, sondern um etwas Bestimmtes darzustellen. Und ich kann natürlich den Dialekt, die klanglichen Un- und Eigenarten der Wiener Sprache sehr gut produzieren und damit ein Publikum unterhalten. Das heißt aber nicht, dass ich ein Fan dieses Wiener Dialekts bin, auch wenn der einige ganz hübsche Schattierungen hat. Ich kann das Klischee bedienen. Wenn mich nun aber jemand einordnen will, dann hört er das, und

schon bin ich neowienerisch oder was auch immer. Aber eigentlich bin ich es überhaupt nicht! Ich bin auch nicht romantisch. Ich schreibe manchmal Musik, die sehr emotionell aufgeladen wirkt, aber mit kühlem Kopf konstruiert ist. Für mich ist Wien die Wiener Schule, also Schönberg, Berg, Webern, Eisler und natürlich Mahler. Das ist eine Denkdiziplin, die mich sehr beeinflusst. Auch wenn ich ganz einfache tonale Stücke schreibe, versuche ich mir manchmal vorzustellen, dass mir der Webern über die Schulter schaut und sagt: Ja, das ist eine Analyse wert. Dann wäre ich zufrieden.

Neben dem eben bereits erwähnten Hanns Eisler steht heute Abend Kurt Weill

»Ich habe mich nie als »neo« verstanden, sondern immer als das, was ich gerade bin und erreichen möchte.«

auf dem Programm. Was reizt Sie an dieser Musik?

Gruber: Schon als junger Mensch hatte ich immer das Problem, dass ich, wenn ich in die Oper ging, den Text nicht verstanden habe. Bei Opernsendungen im Rundfunk war ich oft mit Sängern konfrontiert, bei denen ich das Gefühl hatte, dass ihnen die Stimme wichtiger ist als die Inhalte, die sie transportieren sollten. Es schien mir, als fühlten sie sich durch die Texte regelrecht behindert. 1963 habe ich durch Zufall eine Aufnahme von »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny« von einem gewissen Kurt Weill gefunden, von dem ich vorher eigentlich nur die »Dreigroschenoper« kannte. Der Dirigent war Wilhelm Brückner-Rüggeberg, ein Lehrer von Ingo Metzmacher, wenn ich mich richtig erinnere, und Rüggeberg hatte es zuwege gebracht, so textorientiert mit seinem Sängerteam zu arbeiten, dass ich wirklich jeden leicht verstehen konnte. Dabei hatte ich nicht das Gefühl, dass die Sänger, nur weil sie textorientiert singen, weniger gesangliche Qualität produziert haben. Von da an



»Ideale Voraussetzungen«: Eine Saison lang Gewandhauskomponist

HK Gruber (links) mit Gewandhauskapellmeister Andris Nelsons am 26. März 2019

habe ich mich für diese Art von Theaterlandschaft interessiert, habe Bertolt Brecht und seine Theaterästhetik entdeckt und dann alles studiert, was Weill und Brecht zusammen gemacht hatten. Damals habe ich alle verfügbaren LPs gekauft, und wenn ich in die DDR gefahren bin, habe ich mir die Singles mit Ernst Busch besorgt. Der ist für mich so etwas wie ein Gesangslehrer geworden, denn er hat eine Gesangstechnik entwickelt, bei der sich der Sänger erst einmal um den Text kümmert und diesen auf den vom Komponisten vorgesehenen Tonhöhen gleichsam spricht. Heute mache ich manchmal Abende mit Musik von Weill und Eisler. Das sind fast alles die Songs, die auch Busch gesungen hat.

Es gibt noch einen Komponisten, der anscheinend eine wichtige Rolle in Ihrem Leben gespielt hat: Es heißt, Igor Strawinskys Rhythmen hätten Sie als Knaben vom Fieber geheilt. Stimmt das?

Gruber: Ich muss wohl so ungefähr zwölf gewesen sein, war stark verkühlt und

fiebrig. Da drehte ich das Radio auf und hörte eine Polka, die rhythmisch äußerst unsymmetrisch war, voller Stolperer und Interpunktionen, die ich als Hörer nicht erwartete. Plötzlich, am Schluss dieses Stücks, brach ein Schubert-Marsch aus, den der Komponist auf sehr merkwürdige Weise zerstückelt hatte. Ich bekam einen Lachanfall, bin aus dem Bett gesprungen und habe versucht, zu dieser Musik zu tanzen. Da war mir, als hätte ich kein Fieber mehr gehabt. Später habe ich herausgefunden, dass das die Zirkuspolka von Igor Strawinsky war, mein erstes Stück von ihm überhaupt. Ich hatte in dem Alter meine Probleme mit der sogenannten neuen Musik, aber dieser Strawinsky war ein Erweckungserlebnis für mich. Ich entdeckte, was man alles mit Rhythmus machen kann. Es ist wichtig, dem Hörer einen Puls als Anhaltspunkt zu geben, damit er sich irgendwie orientieren kann, dann aber die Muster, die sich zwischen den Pulsen abspielen, so interessant zu gestalten, dass die Musik Sexappeal hat. Ich glaube, bei Strawinsky gibt es nicht einen Takt ohne Sexappeal.

Jetzt kommen Sie als Komponist aus Wien nach Leipzig. Wie fühlt sich das an?

Gruber: Ich fühle mich natürlich sehr aufgewertet durch den Umstand, dass Andris Nelsons meine Musik mag. Das Gewandhausorchester habe ich schon 2009 in Leipzig dirigiert, ein amerikanisches Programm, bei dem unter anderem meine »Rough Music« zur Aufführung kam. Diese Erfahrung war für mich sehr interessant, und ich habe entdeckt, dass das Gewandhausorchester eine jahrhundertalte Tradition in den Genen hat und bis heute pflegt. Das ist eine Form von Klangpracht, die einem nur in Träumen erscheint. Manchmal denkt man ja, mein Gott, der Orchesterklang ist ja schon ausgelutscht und abgedroschen, aber dann merkt man plötzlich, die Pracht des Klangs kann immer noch perfektioniert werden.

Was mir aber ebenso wichtig ist: Die sogenannte Wende ging von Leipzig aus. Die »Wir sind das Volk«-Rufe sind ja keine Erfindung von Pegida-Brüllern in Dresden, sondern das waren couragierte Leipziger, die damals wirklich etwas riskiert haben und nicht wussten, ob nicht doch geschossen wird. Und wie der Kurt Masur dann eingewirkt hat auf die Leute ... Ich glaube, dass das Gewandhaus an der »Wende« beteiligt war. Davor habe ich großen Respekt.

Ihr Auftragswerk für das Gewandhaus, »Kurzgeschichten aus Geschichten aus dem Wiener Wald«, wird nächstes Jahr am 26. März uraufgeführt. Welchen Bezug hat das Stück zu Ihrer Oper »Geschichten aus dem Wiener Wald«?

Gruber: Das war so: Eigentlich hatte Andris Nelsons einen »großen Orchester-schinken« – so der Arbeitstitel – bestellt. Aber dann wurde ich voriges Jahr überraschend für eine sehr aufwendige Produktion zu den Salzburger Festspielen eingeladen, wozu ich aus verschiedenen Gründen nicht Nein sagen konnte. Das Ganze hat mich inklusive der Vorbereitungen ein Jahr gekostet, und deshalb konnte ich diesen »Schinken« für Andris nicht machen. Als Alternative habe ich aus meiner Oper »Geschichten aus dem Wiener Wald«, nach Ödön von Horváth, die einen sehr attraktiven Orchesterpart hat, Teile herausgenommen und umgear-

beitet. Die Sängerparts habe ich durch Instrumentalsoli ersetzt, und ich glaube, es sind sieben sehr ausdrucksstarke Orchesterstücke geworden, wobei Andris nicht alle aufführen wird, denn er braucht nur 15 oder 16 Minuten Musik. Meine »Kurzgeschichten« dauern insgesamt vermutlich doppelt so lang. Ich werde ihm die wirkungsvollsten Sätze empfehlen, sodass er ungefähr 16 Minuten Musik für das Konzert bekommt. Aber da ich nun schon mal dabei war, diesen Zyklus zu machen, wollte ich nicht nach 16 Minuten aufhören, sondern das insgesamt erledigen. Das Dümme, was ein Komponist machen kann, ist ja, Opern zu komponieren. Denn die Intendanten wollen eigentlich nur Uraufführungen, aber ein Komponist sitzt an einer Oper etwa zwei Jahre lang, ich in meinem Fall sogar drei Jahre. Dann hat man seine sechs Aufführungen, vielleicht noch eine Wiederaufnahme irgendwann, aber dann ist es meist vorbei. Jetzt habe ich mit diesen Kurzgeschichten wenigstens eine halbe Stunde Orchesterklangpracht gerettet. Darüber bin ich sehr froh.

Werden Sie am 26. März Ihr Werk selbst dirigieren?

Gruber: Nein, Andris leitet das gesamte Konzert. Aber ich dirigiere einen Abend mit der Sinfonietta Leipzig, wir spielen Weill und Eisler. Eisler ist mir besonders wichtig jetzt in Leipzig, denn er ist ein Sohn dieser Stadt. Sein Vater, ein Wiener Philosoph, hat in Leipzig unterrichtet und ist dann 1900 nach Wien übersiedelt. So ist Hanns Eisler, obwohl 1898 in Leipzig geboren, in Wien aufgewachsen und der Prototyp eines Wiener jüdischen Intellektuellen geworden. Später hat er in Berlin zusammen mit Brecht und anderen politisch interessierten Leuten eine Art von Agitprop entwickelt: Musik im Widerstand gegen die Nazis. Die Zeitlosigkeit der Inhalte dieser politischen Lieder fasziniert mich bis heute. Man kriegt ja heute auch manchmal eine Wut, wenn man beobachtet, wie mit dem Planeten und den Ressourcen umgegangen wird. Genau diese Themen werden auch in den Eisler-Songs aus den 30er Jahren behan-

delt. Sie haben nichts an Aktualität verloren, deswegen sind sie es wert, auch heute noch aufgeführt zu werden.

Wo wir gerade bei der Politik sind: In Österreich wie überhaupt in Europa erhalten die Parteien am rechten Rand immer mehr Zuspruch. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Gruber: Ich bin sehr froh darüber, dass die Regierung um Kanzler Sebastian Kurz aufgelöst wurde. Für mich war das von vornherein eine äußerst unhygienische Zusammenstellung. Ob nun die sogenannte Freiheitliche Partei Österreichs oder Parteien, die sich andernorts als Alternative empfehlen: Im Grunde genommen sind das Parteien, die mittels gewisser Codes auf Stimmenfang gehen. Unsere größte, wichtigste Aufgabe wäre, die Geschichte wach zu halten und in allen Medien so aufklärerisch zu wirken, dass die Leute lernen: Das geht so nicht; der Faschismus lässt grüßen.

Sehen Sie da Parallelen zu der Zeit von Brecht und Weill, zu den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts?

Gruber: Ja, die sehe ich. Man sagt, das sei Alarmismus, aber ich finde, man sollte diese Parallelen deutlich aufzeigen. Nichts geschieht zweimal gleich, aber die Parallelen sind da, und zwar weltweit. Trump in den USA ist für mich ein Mensch, der nach faschistischen Mustern arbeitet. In Finnland gibt es die Wahren Finnen mit faschistischen Ideen. Auch in Italien wird der Faschismus gerade wieder modern. Unsere FPÖ arbeitet auch mit entsprechenden Mustern. Aber viele Leute sind zu dumpf, um zu merken, was los ist.

Was kann Musik im aktuellen Zeitgeschehen ausrichten?

Gruber: Musik kann nur in Verbindung mit Text politisch wirken. Allein hat sie wenig Chancen. Sie kann zwar durch bestimmte Rhythmen oder durch das Tempo mobilisieren oder beruhigen, aber das sind mehr oder weniger diffuse Gefühle. Text und Musik müssen eine chemische Verbindung eingehen, und dabei muss der Text natürlich oberste Priorität ha-

ben, denn wenn wir ihn nicht verstehen, ist das Mundraub. Aber gleichzeitig habe ich als Komponist im Umgang mit Text interessante Möglichkeiten. Ich kann den Rhythmus und die Artikulation beeinflussen und dem Text dadurch noch eine Dimension hinzufügen, die es vorher nicht gab. Und natürlich kann ich durch das klangliche Ambiente die Bedeutung eines Textes beeinflussen. Das ist die Stärke der Musik. Ohne den Text wäre ich viel machtloser. Immerhin könnte ich wenigstens noch durch eine bestimmte musikalische Gestik Andeutungen in verschiedene Richtungen machen.

In Leipzig wurde Ihre Musik bislang nicht oft gespielt. Was erwarten Sie vom hiesigen Publikum?

Gruber: Im März war ich bei der Präsentation der neuen Konzertsaison. Als ich da am Abend hinkam, war der Augustusplatz voll und die Leute strömten ins Gewandhaus – für eine Präsentation, wo fast nur geredet wird! Da habe ich gemerkt: Ja, das Publikum liebt sein Gewandhaus, identifiziert sich mit seinem Orchester und mit den Inhalten. Davor habe ich den größten Respekt. Die Leipziger dürften ein sehr neugieriges Publikum mit offenen Ohren sein. Meine »Rough Music« kam damals sehr gut an, und das Trompetenkonzert »Aerial« mit Håkan Hardenberger ist sowieso ein aufgelegter Elfmeter, noch dazu bei diesem Orchester, zusammen mit Andris Nelsons. Hier am Gewandhaus finden sich die idealen Voraussetzungen, um meine Musik zugänglich zu machen.

Interview: Juliane Moghimi

Konzerttipp

24. November, 18 Uhr, Gewandhaus:
Lieder von Hanns Eisler und Kurt Weill mit HK Gruber (Gesang und Leitung) und der Sinfonietta Leipzig.